

BILANZ DER EMPIRISCHEN LEBENSSTILFORSCHUNG*

Dieter Hermann

Zusammenfassung: Der Lebensstilansatz wird in einer Vielzahl soziologischer Arbeitsfelder mit unterschiedlichen Ansprüchen eingesetzt: Lebensstile sollen Personengruppen beschreiben sowie Einstellungen, Handlungen, Interaktionsverläufe und Erkrankung erklären. Zudem soll der Ansatz die klassische Sozialstrukturanalyse ergänzen oder gar ersetzen. In der deskriptiven empirischen Lebensstilforschung belegen mehrere Untersuchungen, dass Gruppen durch ihre Lebensstile unterscheidbar sind, und in vielen mikrosoziologischen Studien wird eine enge Beziehung zwischen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen nachgewiesen. Des Weiteren bestätigen empirische Untersuchungen einen Einfluss von Lebensstilen auf Erkrankungen und Interaktionen. In diesen Bereichen wird der Anspruch des Ansatzes durch empirische Studien abgedeckt, in anderen Bereichen hingegen sind Defizite erkennbar. Zum Teil wird der Anspruch vertreten, der Lebensstilansatz könne das vertikale Paradigma ablösen, weil in individualisierten Gesellschaften Handlungen besser durch Lebensstile als durch Merkmale der sozialen Ungleichheit erklärt würden. Allerdings zeigen die Ergebnisse einer Untersuchung in zwei bundesdeutschen Städten beispielhaft, dass die Beziehung zwischen Lebensstilen und Handlungen eine Scheinkorrelation ist, die durch Wertorientierungen als gemeinsame Ursache von Lebensstilen und Handlungen entsteht. Dies legt die Vermutung nahe, dass nicht Lebensstile handlungsrelevant sind, sondern Wertorientierungen, und der Lebensstilansatz nicht in der Lage ist, das vertikale Paradigma zu ersetzen. Insgesamt gesehen kann für die empirische Lebensstilforschung zumindest partiell eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit konstatiert werden.

I. Einleitung

Die soziologisch-empirische Lebensstilforschung hat in den 1990er Jahren einen Boom erlebt. Nach einer Recherche in den Literaturdatenbanken SOLIS und Sociofile gab es in den 1980er Jahren nur wenige Beiträge zu dem Thema. Bis 1995 stiegen dann die Publikationszahlen auf mehr als 300 deutsch- und englischsprachige Artikel oder Bücher pro Jahr an – inzwischen hat sich jedoch die Anzahl bereits halbiert. Der Höhepunkt ist überschritten, so dass die Frage nach der Bilanz angebracht ist.

„Bilanz“ soll dabei als Vergleich zwischen Anspruch des Ansatzes und Wirklichkeit der Forschungslage verstanden werden. Beispielsweise wurde bereits Ende der 1980er Jahre die Erwartung geäußert, der Lebensstilansatz könne für die Analyse entstrukturierter und individualisierter Gesellschaften zum neuen Paradigma der Ungleichheitsforschung werden und das klassische vertikale Paradigma ablösen (Müller 1989). Dies ist letztlich eine empirische Frage (Hradil 2001: 277) – und hier soll untersucht wer-

* Der Beitrag ist eine erweiterte Fassung des Habilitationsvortrages vom Sommersemester 2002 an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Heidelberg.

den, ob dieser Anspruch und andere Ansprüche des Lebensstilansatzes durch empirische Studien eingelöst wurden.

Der Grund für den hohen Stellenwert der Lebensstilforschung kann in ungelösten Problemen einiger weitgehend etablierter Forschungsrichtungen gesehen werden. Insbesondere in Sozialstrukturanalysen verringerten sich in den letzten 50 Jahren die empirischen Zusammenhänge zwischen den üblichen Indikatoren sozialer Ungleichheit und Einstellungen sowie Verhalten, so dass andere Konzepte gefragt waren (Kreutz 1995: II).¹ Die Veränderungen in diesem Zeitraum können nach den Ansichten von Beck (1986), Georg (1998), Schulze (1992), Lüdtke (2000) und anderen auf den gesellschaftlichen Wandel westlicher Gesellschaften in der Nachkriegszeit zurückgeführt werden. Individualisierung, Pluralisierung, Säkularisierung, Rationalisierung, Demokratisierung, Mobilitätssteigerung und Massenwohlstand sind die Schlagworte, mit denen dieser gesellschaftliche Wandel beschrieben wird. Dies führe zu einer partiellen Herauslösung aus traditionellen Sozialformen und -bindungen, die mit einem Verlust von Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und Normen verbunden sei.² Das heißt, das Handeln von Personengruppen, die durch traditionelle Sozialformen definiert sind, könne heute wesentlich schlechter prognostiziert werden als dies vor diesem Entstrukturierungsprozess der Fall war. Die „Berechenbarkeit“ der gesellschaftlichen Entwicklung und die Prognostizierbarkeit von Handlungen gesellschaftlicher Gruppen habe abgenommen (Beck 1983, 1986; Esser 1991; Heitmeyer 1996). Somit war für die Analyse moderner Gesellschaften ein Instrument gefragt, das mit diesem gesellschaftlichen Wandel verbundene Individualisierungsprozesse berücksichtigt, und man hoffte und hofft es noch, im Lebensstilansatz ein solches Instrument zu besitzen – ein Instrument, das differenzierter ist als die klassischen Schicht- und Klassenmodelle (Hradil 1987: 8).

II. Fragestellung, Definitionen, Übersicht

Das Anwendungsspektrum des Lebensstilansatzes deckt mehrere Bereiche ab: Lebensstile werden in erster Linie zur Beschreibung gesellschaftlicher Gruppierungen, als deskriptives Instrument eingesetzt. Zudem wird der Ansatz in kausalanalytischen Untersuchungen verwendet. Dabei sind Lebensstile sowohl abhängige als auch unabhängige Variablen. Sie werden durch Strukturmerkmale erklärt und erklären ihrerseits Einstellungen, Handlungen, Interaktionen und Erkrankungsrisiken. Zu diesen Anwendungs-

1 Ein Beispiel dazu ist die Studie von Schnell und Kohler (1998) zum Einfluss von Klassen- und Schichtmerkmalen auf Wahlabsicht, Parteisympathie und Parteiidentifikation. Dabei zeigte sich, dass sich das Erklärungspotenzial von Merkmalen der sozialen Lage von 1960 bis 1990 etwa halbiert hat. Ein weiteres Beispiel zum reduzierten Einfluss von sozialer Ungleichheit betrifft die Erklärung von Delinquenz. Schon Tittle, Villemez und Smith stellten in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 1978 fest, dass die Stärke der Korrelation zwischen Schicht und Delinquenz mit dem Alter der Untersuchung zunimmt. Heute findet man in westlichen Gesellschaften kaum noch Beziehungen zwischen Schicht und Delinquenz (Albrecht und Howe 1992) und bei bestimmten Delikten sogar eine Überrepräsentation höherer Schichten (Kerschke-Risch 1993: 108).

2 Siehe dazu die Beiträge in dem Sammelband von Hillebrand, Kneer und Krämer (1998).

bereichen der Lebensstilforschung sollen Anspruch des Ansatzes und Wirklichkeit der Forschungslage vorgestellt und kritisiert werden. Dabei ist Selektivität notwendig. Es werden nicht alle Untersuchungen zu den Themenbereichen vorgestellt, sondern stellvertretend einige bedeutsame und bekannte Studien.

In dem Beitrag werden empirische Untersuchungen berücksichtigt, die nach eigenem oder fremdem Verständnis zum Lebensstilansatz zählen. Diese „labelingtheoretische“ Zuordnung von Studien ist auf Grund unterschiedlicher Definitionen des Lebensstilbegriffs angemessen. Es gibt kaum zwei Studien, die dieselbe Definition und dieselben Fragen zur Messung von Lebensstilen verwenden. Bei Bourdieu (1994: 277–281 und 405) sind Lebensstile wahrgenommene und klassifizierte Erscheinungsformen des Habitus, wobei er unter diesem Begriff Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsmuster sowie ein kohärentes Repertoire kultureller Praktiken, das den Mitgliedern einer sozialen Einheit jeweils gemeinsam ist, versteht. Mitchell (1983) definiert Lebensstile als typische Muster aus Einstellungen und Dispositionen, die zusammen mit Werthaltungen eine Einheit bilden. Sobel (1981: 28) umschreibt Lebensstile als expressive, beobachtbare Verhaltensmuster, wobei der Haushaltskonsum eine wesentliche Dimension ist. Spellerberg (1996a: 57) versteht unter Lebensstilen „gruppenspezifische Formen der Alltagsorganisation und Alltagsgestaltung, die auf der Ebene des kulturellen Geschmacks und der Freizeitaktivitäten symbolisch zum Ausdruck kommen“. Nach Gluchowski (1988: 16f.) ist ein Lebensstil ein Satz aufeinander bezogener Einstellungselemente zu verschiedenen Lebensbereichen, die Menschen zu einem typischen Verhalten disponieren. Ulbrich-Herrmann (1998: 50) bestimmt Lebensstile als „äußerliche, über Verhalten und Symbolgebrauch erkenn- und bestimmbare (sowie kollektiv geteilte und typische) Gefüge der Alltagsorganisation von Personen“. An diesen wenigen Beispielen ist die Heterogenität der Lebensstilforschung erkennbar. Verhaltensmuster, aber auch Einstellungen, Werte, Symbole und ästhetische Präferenzen werden dem Lebensstilbegriff zugeordnet, wobei diese Merkmale zum Teil mit Persönlichkeitsmerkmalen und Strukturmerkmalen kombiniert werden.

Die Abschnitte über strukturalistische Lebensstilanalysen auf gesellschaftlicher Ebene (IV.2) und den Einfluss von Lebensstilen auf kriminelles Verhalten (V.2) wurden durch Sekundäranalysen ergänzt. Für diesen Teil der vorliegenden Studie werden Lebensstile als strukturierte Muster der Lebensführung und als Symbole von Individuen definiert, wobei die Lebensführungsmuster und Symbole durch ihren expressiven Charakter die Zugehörigkeit des Lebensstilträgers zu einer sozialen Gruppierung erkennen lassen. Lebensstile dienen somit der Abgrenzung zu anderen sozialen Einheiten und sind zudem Ausdruck innerer Haltungen.

In dem Beitrag werden zuerst Anspruch und Wirklichkeit des Lebensstilansatzes in deskriptiven Studien verglichen. Danach werden Untersuchungen über die Verwendung von Lebensstilen als abhängige und abschließend Arbeiten über die Verwendung von Lebensstilen als unabhängige Variablen diskutiert und jeweils mit dem Anspruch des Ansatzes verglichen.

III. Die Charakterisierung von Gruppierungen durch Lebensstile

Deskriptive Lebensstiluntersuchungen sind vor allem in der Marktforschung zu finden. Das Ziel der Studien ist es, Personengruppen durch Lebensstile zu charakterisieren, um gruppenspezifische Werbestrategien zu entwickeln. Durch die Umsetzung dieser Strategien soll beim Konsumenten eine Assoziation zwischen Lebensstil und Produkt hergestellt werden. In einer lebensstilorientierten Werbung werden somit nicht Produkteigenschaften angepriesen, sondern ein Produkt wird mit einem Lebensstil und seinen typischen Emotionen und Ästhetikvorstellungen in Verbindung gebracht (Hölscher 1998: 280). Durch „werbliche Assoziationsketten“ wird suggeriert, dass beispielsweise zu Naturverbundenheit, Abenteuer, Freiheit und Freundschaft der Konsum einer bestimmten Zigarettenmarke gehört, oder die Verwendung einer Herren-Pflegeserie mit einem kühnen Flug durch die unendlichen Weiten des Universums verbunden ist (Becker 2002; Dingler 1997). Beispiele für lebensstilorientierte Marktforschungen sind die Arbeiten von Mitchell (1983), Conrad und Burnett (1991) sowie Georg (1998).

Arnold Mitchells Ansatz zur Marktsegmentierung durch Lebensstile basiert auf einer Befragung 1.635 zufällig ausgewählter erwachsener Personen aus den Vereinigten Staaten und zusätzlich 1.078 Ehe- oder Lebenspartnern der Befragten (Mitchell 1983: 61). Das Ziel dieser Studie ist es, mit Fragen zu Lebensstilen, Werten, Einstellungen, wirtschaftlicher Zufriedenheit und struktureller Verortung Gruppierungen zu unterscheiden und deren Freizeitverhalten und Konsummuster zu beschreiben. Die Vorgaben für die Festlegung der Gruppen basieren auf den Arbeiten von Maslow (2002) und Riesman (1970): Durch die möglichen Kombinationen unterschiedlicher Stufen der Bedürfnisbefriedigung mit verschiedenen Prinzipien der Verhaltenssteuerung werden die Gruppierungen definiert.³ Die Zuordnung der Befragten erfolgte durch einen Algorithmus, der jedoch nur partiell veröffentlicht wurde und somit nicht kritisierbar ist (Mitchell 1983: 62; Hartmann 1999: 61). Das Untersuchungskonzept wurde inzwischen in verschiedenen Ländern umgesetzt. Dadurch ist eine Aussage über die Reliabilität des Befragungsinstruments möglich. Das Ergebnis ist ernüchternd, denn die Größe der Gruppe, die aus Deprivierten und nahe am Existenzminimum lebenden wirtschaftlich

3 Maslow (2002) postulierte eine Hierarchie von fünf Stufen der Bedürfnisse, angefangen von physiologischen Bedürfnissen als niedrigster bis zu Selbstverwirklichung als höchster Stufe, wobei die Befriedigung einer Bedürfnisstufe nur möglich ist, wenn die vorangehende Stufe erfüllt ist. Riesman entwickelte eine Klassifizierung von Prinzipien der Verhaltenssteuerung und unterschied zwischen Personen, deren Verhalten durch die Orientierung an Traditionen bestimmt wird (traditional-directed), Personen mit internalisierten Verhaltensregeln (inner-directed) und Personen mit außergeleiteten nichttraditionellen Verhaltensregeln (outer-directed). Die Stufen der Bedürfnishierarchie nach Maslow und die Verhaltensklassifizierung nach Riesman wurden von Mitchell verwendet, um Personen zu unterscheiden. Auf der untersten Bedürfnisstufe sind die Personen angesiedelt, die nahe am Existenzminimum leben, über eine basale Bedürfnisebene nicht hinaus gekommen sind und traditionell handeln. Diese bilden die „Need-Driven-Group“. Auf einer mittleren Bedürfnisebene können zwei Gruppen unterschieden werden, die sich durch die präferierten Verhaltensprinzipien unterscheiden, die „Outer-Directed-Group“ und die „Inner-Directed-Group“. Die Personen auf der höchsten Bedürfnisstufe werden als „Integrated“ bezeichnet. Diese sind durch eine Synthese von positiven Eigenschaften der „inner-directed“ Personen und „outer-directed“ Personen gekennzeichnet (Mitchell 1983: 4–37).

unzufriedenen Personen besteht, die „Need-Driven-Group“, variiert erheblich: In den USA gehören 11 Prozent der Bevölkerung zu dieser Gruppe, in Frankreich, Italien, Schweden und England etwa 20 Prozent und in Deutschland über 50 Prozent (Georg 1998: 130). Solche Unterschiede können kaum durch länderspezifische Differenzen erklärt werden. Dieses Ergebnis spricht entweder für erhebliche, unveröffentlichte Defizite in der Repräsentativität der Stichproben oder – was wahrscheinlicher ist – für die Kontextabhängigkeit von Antworten und somit für eine unzureichende Reliabilität.

Eine weitere Untersuchung zu dem Bereich stammt von *Michael Conrad* und *Leo Burnett* (1991). Ihre letzte Studie in Deutschland, „Life Style 1990“, basiert auf einer Befragung von etwa 2.000 zufällig ausgewählten Personen aus den alten Bundesländern (Georg 1998: 119 und 145). Dabei wurden relativ viele Fragen zu Lebensstilen, Werten und Einstellungen gestellt (Conrad und Burnett 1991: 24). Auf der Grundlage dieser Merkmale wurden durch Faktoren- und Clusteranalysen 12 Gruppen, so genannte Lebensstilgruppen, gebildet. *Werner Georg* (1998: 162–194) hat in einer Sekundäranalyse die Daten erneut untersucht und mit den gleichen statistischen Methoden sieben Lebensstilgruppen konstruiert. Alle Gruppen unterscheiden sich zum Teil deutlich in Kaufverhalten, Konsumstil, Präferenzen und Interessen.

Der Vergleich der beiden Untersuchungen verdeutlicht ein Problem der lebensstilorientierten Marktforschung. In manchen Studien führt eine unzureichende Abgrenzung des Lebensstilbegriffs von Einstellungen, Werten, Präferenzen und Strukturmerkmalen zu einer Vielzahl von Indikatoren für die Messung von Lebensstilen, so dass die Anwendung explorativer Analysemethoden nicht zu reproduzierbaren Lebensstilgruppen führt. In den Untersuchungen von Conrad/Burnett und Georg wurden die Analysen mit mehr als 300 Items durchgeführt. Die Entscheidungsprozesse bei Faktoren- und Clusteranalysen sind nicht standardisiert. Bei der Frage, welche Variablen ausgeschlossen werden, weil ihre Verteilung zu schief oder weil Faktorladungen zu gering sind, gibt es einen erheblichen Ermessensspielraum, ebenso bei der Frage, wie groß die Anzahl der Cluster sein soll. Ohne a-priori Hypothesen führt die Suche nach komplexen Strukturen in großen Datenmengen zu keinen einheitlichen Ergebnissen.

Die Bilanz im Bereich der deskriptiven Lebensstiluntersuchungen ist somit nicht nur positiv: Es gibt zwar viele Studien, in denen erfolgreich Gruppen durch Lebensstile gebildet werden, aber der verwendete Lebensstilbegriff ist häufig wenig trennscharf, und eine theorieleose Anwendung explorativer statistischer Verfahren führt zu einer unübersichtlichen Vielfalt von Gruppen, die nur bedingt vergleichbar sind (Hartmann 1999: 11; Lüdtke 1996: 149).

IV. Der Einfluss soziodemographischer Merkmale auf Lebensstile

Bei einer Verwendung des Lebensstilansatzes als Methode der Sozialstrukturanalyse und als zeitdiagnostisches Instrument werden Lebensstile meist mit Merkmalen vertikaler und horizontaler Ungleichheit in Verbindung gebracht. Bei dieser Fragestellung sind Lebensstile abhängige, Strukturmerkmale unabhängige Variablen. Diese Studien können als Umsetzung der Weberschen Position verstanden werden, nach der Lebensstile als spezifische Lebensweise von Gruppierungen gesehen werden, wobei darunter

ganze Gesellschaften, Kulturen, Klassen, Schichten, Status- und Berufsgruppen, Familien, Haushalte, Kommunen und Wohngemeinschaften verstanden werden können (Müller 1989: 56). Der Anspruch solcher Untersuchungen ist es, das vertikale Paradigma durch die Einbeziehung von Lebensstilen zu ergänzen. Bei der Überprüfung der Frage, ob dieser Anspruch eingelöst wurde, kann zwischen individueller und gesellschaftlicher Ebene unterschieden werden – auf beiden Ebenen müsste eine Beziehung zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und Lebensstilen vorliegen.

1. Strukturalistische Lebensstilanalysen auf der Individualebene

Die klassische Analyse über die Beziehung zwischen individuellen Strukturmerkmalen und Lebensstilen stammt von *Pierre Bourdieu* (1994). Dieser untersuchte in seiner bekannten Studie über „die feinen Unterschiede“ insbesondere die Beziehungen zwischen dem Raum der sozialen Positionen und dem Raum der Lebensstile. Das Bindeglied zwischen beiden Bereichen wird von Bourdieu als *Habitus* bezeichnet. Dieser wird einerseits von den objektiven Lebensbedingungen einer Person beeinflusst und ist somit Ausdruck ökonomischer Zwänge und kultureller Bedingungen (Müller 1993: 347; Eickelpasch 1998: 17). Andererseits ist der *Habitus* eine Rahmenbedingung für die Ausbildung von Lebensstilen, die demnach wahrgenommene und klassifizierte Umsetzungen des *Habitus* sind.

Die empirischen Grundlagen der Studie von Bourdieu bestehen aus zwei Erhebungen, in denen in den 1960er Jahren insgesamt 1.217 Personen in Paris und Nordfrankreich befragt und Beobachtungen der Interviewer festgehalten wurden. Für die empirische Charakterisierung der materiellen Existenzbedingungen verwendete Bourdieu (1994: 182–187) in erster Linie eine Differenzierung nach Berufsgruppen und Ausbildungsniveau. Dadurch ist eine Unterscheidung in eine untere, mittlere und obere Klasse möglich (Bourdieu 1994: 73–77). Die Erfassung der Lebensstile erfolgte mit einem Instrument, mit dem Präferenzen bei der Einrichtung der eigenen Wohnung und bei der Wahl von Interaktionspartnern sowie Radiosendungen, Kino- und Fernsehfilmen erfragt wurden. Außerdem wurden Fragen zum Kleidungs- und Musikstil, zu Ess- und Lesegehnheiten, zu Lieblingsmalern, Lieblingsbildern und -komponisten gestellt (Bourdieu 1994: 800–810).

Bourdieu's Analyse ist auf die Erstellung einer „sozialen Landkarte“ konzentriert. In Korrespondenzanalysen wird dem Raum der sozialen Positionen der Raum der Lebensstile gegenüber gestellt (Bourdieu 1994: 213). Die Analyse zeigt, dass sich Klassen zwar in ihren Lebensstilen unterscheiden, aber in jeder Klasse durch Lebensstile eine weitere Differenzierung möglich ist. Beispielsweise sind in den oberen und mittleren Klassen zwei Gruppen erkennbar, die sich hinsichtlich ökonomischem und kulturellem Kapital unterscheiden: Die Gruppe der ärmeren Intellektuellen der oberen Klasse ist durch einen „asketischen Aristokratismus“ gekennzeichnet, während die reicheren und weniger Gebildeten der oberen Klasse durch ihren „Sinn für Luxus“ auffallen.⁴ Eine ähnliche

⁴ Für die kulturellen Klassenfraktionen sind vor allem die Lektüre von Gedichten und philosophischen Artikeln, der Besuch klassischer und avantgardistischer Theaterstücke sowie Flohmärkte und sportliche Aktivitäten wie Wandern und Bergsteigen charakteristisch, die ökonomischen

zweigeteilte Grundstruktur ist auch in mittleren Klassen zu finden, während in unteren Klassen Lebensstile durch ökonomische Zwänge stärker an Zweckmäßigkeit ausgerichtet und deshalb homogener sind (Bourdieu 1994: 531–540 und 585–601).

Die Stärke des Zusammenhangs zwischen Strukturvariablen und Lebensstilen ist der Studie von Bourdieu nur unter Vorbehalt zu entnehmen. Die Ergebnisse der Korrespondenzanalysen sind so dargestellt, dass quantitative Aussagen kaum zu treffen sind.⁵ Allerdings gibt es in der Untersuchung eine Vielzahl bivariater Analysen, die erhebliche Lebensstilunterschiede zwischen Klassen belegen. Beispielsweise ist die „schöne blaue Donau“ das Lieblingslied von 66 Prozent der unteren, 43 Prozent der mittleren und 17 Prozent der oberen Klasse; klassische Literatur wird von 10 Prozent der unteren, 28 Prozent der mittleren und 35 Prozent der oberen Klasse gelesen (Bourdieu 1994: 70–77, 822–841).

In der Replikationsstudie von *Jörg Blasius* und *Joachim Winkler* (1989) wurden mit dem von Bourdieu verwendeten Fragebogen 1.042 Personen aus Köln befragt. Zwischen den Erhebungen von Bourdieu und der Untersuchung von Blasius und Winkler liegen etwa 20 Jahre, und zudem unterscheiden sich die Stichproben hinsichtlich der Berufsstruktur zum Teil erheblich – trotzdem kann das Vorhandensein einer Beziehung zwischen Strukturvariablen und Lebensstilen weitgehend bestätigt werden. In einer Korrespondenzanalyse mit Berufstätigkeit und Lebensstilindikatoren kann in einer zweidimensionalen Lösung über 60 Prozent der Varianz des Gesamtmodells erklärt werden, so dass von einer engen Beziehung zwischen Strukturmerkmalen und Lebensstilen ausgegangen werden kann (Blasius und Winkler 1989: 82–88).

Für die Abschätzung des Einflusses von Strukturmerkmalen auf Lebensstile können auch die Untersuchungen von *Gerhard Schulze* (1992) und *Peter Hartmann* (1999) herangezogen werden, obwohl beide keine Vertreter eines sozialstrukturellen Lebensstilansatzes sind. Aber sie haben diese Fragestellung empirisch untersucht, die Ergebnisse jedoch im Sinne eines kulturalistischen Lebensstilansatzes interpretiert.

Schulze (1992) fragte in seiner Arbeit über die „Erlebnisgesellschaft“ nach Erscheinungsformen und Entstehungsbedingungen „alltagsästhetischer Schemata“ – das sind Fernseh- und Musikpräferenzen, Freizeitaktivitäten, Lesegewohnheiten, Kleidungs- und Wohnungsstile (Schulze 1992: 128–130 und 621–623). Die empirische Differenzierung zwischen verschiedenen alltagsästhetischen Schemata ist das Ergebnis einer im Jahr 1985 durchgeführten Befragung von etwa 1.000 zufällig ausgewählten erwachsenen Einwohnern Nürnbergs. Schulze unterscheidet auf Grund von Faktorenanalysen zwischen drei alltagsästhetischen Bereichen: dem Trivialschema, dem Spannungsschema und dem Hochkulturschema. Das Trivialschema ist durch ein überdurchschnittlich ausgeprägtes Interesse an Heimatfilmen und Volkstheater, die Vorliebe für deutsche Schlager und Volksmusik sowie die Lektüre von Heimatromanen und Werbezeitschriften charakterisiert. Im Spannungsschema kommt vor allem das Interesse an Krimise-

mische Fraktion präferiert hingegen Jagd, Pferdetoto, Unterhaltungssendungen, Luxushotels, Luxuswagen und Speisen auf Spesen (Bourdieu 1994: 405–416).

⁵ Bourdieu (1994: 407) erwähnt zwar den Beitrag von Indikatoren des ökonomischen und kulturellen Kapitals zur Erstellung von Lebensstilfaktoren, die Interpretation dieser Zahlenwerte ist allerdings umstritten. Höher (1989: 731f.) sieht darin ein Maß der Erklärungsgüte, das auf ein hohes Erklärungspotenzial hinweist, während Blasius und Winkler (1989: 79) vermuten, dass die angegebenen Zahlenwerte ungeeignete Kenngrößen sind.

rien, Rock- und Pop-Musik, Volksfesten, Kino- und Diskothekenbesuchen zum Ausdruck, und das Hochkulturschema ist durch die Vorliebe für klassische Musik, klassische Literatur, Fernsehdokumentationen und Museumsbesuche gekennzeichnet. Schulze (1992: 621–634) verknüpfte diese alltagsästhetischen Schemata mit Alter und Bildung.⁶ Dazu berechnete er bivariate Assoziationsmaße, Gamma-Werte.⁷ Das Ergebnis ist in *Tabelle 1* enthalten.

Tabelle 1: Zusammenhang zwischen Strukturmerkmalen und alltagsästhetischen Schemata

Region	Unabhängige Variablen	Abhängige Variablen		
		Alltagsästhetisches Schema		
		Hochkultur	Trivialität	Spannung
Nürnberg*	Alter	k.A.	0.48	–0.69
	Schulbildung	0.71	–0.63	k.A.
Chemnitz*	Alter	k.A.	0.47	–0.60
	Schulbildung	0.35	–0.20	k.A.
Köln**	Alter	–0.02	0.59	–0.75
	Schulbildung	0.39	–0.52	0.50
Euskirchen**	Alter	0.18	0.40	–0.64
	Schulbildung	0.40	–0.40	0.22
Deutschland** Wohlfahrtssurvey 1993	Alter	0.06	0.42	–0.60
	Schulbildung	0.43	–0.48	0.08
Deutschland** ALLBUS 1998	Alter	0.10	0.40	–0.50
	Schulbildung	0.54	–0.40	0.32

k.A.: Keine Angabe; *) Gamma-Werte; **) Pearsons r.

Quellen: Hartmann (1999: 186), Müller-Schneider (2000: 368), Friedrichs, Kecskes und Wolf (2002: 133).

Die Tabelle enthält auch die Ergebnisse der Replikationsstudien von *Peter Hartmann* (1999), *Götz Lechner* (2003), *Thomas Müller-Schneider* (2000) und *Jürgen Friedrichs*, *Robert Kecskes* und *Christof Wolf* (2002). Hartmann hat im Jahr 1995 etwa 100 Einwohner von Köln befragt, Lechner ein Jahr später fast 900 Bürger von Chemnitz, Müller-Schneider hat eine Sekundäranalyse der Daten des Wohlfahrtssurveys 1993 und ALLBUS 1998 durchgeführt. Friedrichs, Kecskes und Wolf haben 2001 über 1.200

⁶ Bildung wird im vertikalen Paradigma als Ungleichheitsmerkmal interpretiert, als Ressource, die je nach Größe Handlungsmöglichkeiten eröffnet oder zu Handlungsbeschränkungen führt. Nach Schulze (1992: 191f.) hingegen ist Bildung mehr als nur ein Kriterium der sozialen Allokation. Sie qualifiziert nicht nur für Arbeit, sondern insbesondere für Nichtarbeit, also für den Teil des Lebens, der in Erlebnisgesellschaften eine relativ große Bedeutung hat. Wer in diesem Bereich zu wem findet, hängt somit unter anderem von der Bildung der Beteiligten ab. Für eine empirische Analyse des Zusammenhangs zwischen Strukturmerkmalen und Lebensstilen ist es jedoch bedeutungslos, ob Bildung wie bei Schulze als indizierendes und konstituierendes Zeichen für horizontal differenzierte gesellschaftliche Großgruppen gesehen wird oder als Zeichen für soziale Ungleichheit.

⁷ Gamma ist ein Assoziationsmaß zwischen ordinalskalierten Variablen, das Werte zwischen –1 und +1 annehmen kann. Tendenziell ist Gamma dem Betrag nach größer als andere Assoziationsmaße und zudem von der Anzahl der Kategorien abhängig (Benninghaus 1991: 250f.).

Bewohner von Euskirchen befragt. In allen Fällen wurden die Befragten zufällig ausgewählt. Mit diesen Daten kann der Zusammenhang zwischen Strukturmerkmalen und alltagsästhetischen Schemata weitgehend reproduziert werden.

Die Studien von Schulze, Hartmann, Lechner, Müller-Schneider und Friedrichs, Kecskes und Wolf belegen einen relativ engen Zusammenhang zwischen Schulbildung und Alter einerseits und Lebensstilen andererseits. Dies wird durch die Arbeiten von Blasius und Winkler (1989), Wahl (1997), Georg (1996, 1998) und Schroth (1999) bestätigt. Insgesamt gesehen zeigen die Untersuchungen einen relativ engen Zusammenhang zwischen Strukturmerkmalen und Lebensstilen. Dies spricht für den Vorschlag von Hradil (1987: 88), Georg (1998: 236 und 241) und Meyer (2001: 267f.), die traditionelle Ressourcenperspektive der Ungleichheitsforschung um lebensstilbezogene Gesichtspunkte zu erweitern.

2. Strukturalistische Lebensstilanalysen auf gesellschaftlicher Ebene

Die Behauptung, der Lebensstilansatz sei ein ergänzendes Instrument der Sozialstrukturanalyse, fordert den Nachweis eines Zusammenhanges zwischen Struktur und Lebensstilen auch für die Aggregatebene. Hier lauten die Fragen: Unterscheiden sich strukturell verschiedene Gesellschaften in Lebensstilen und führt ein Strukturwandel zu einem Wandel der Lebensstile?

Zur ersten Frage hat *Anette Spellerberg* (1995, 1996a, 1996b) Lebensstile in Ost- und Westdeutschland verglichen und dazu die Daten des Wohlfahrtssurveys 1993 verwendet. In dieser Befragung wurden zum ersten Mal in ganz Deutschland auf repräsentativer Basis Lebensstile erhoben. Dabei wurden nach dem Vorschlag von Müller (1993: 378) Lebensstile auf der expressiven, interaktiven und evaluativen Ebene erfasst. Der Stichprobenumfang umfasste 2.326 Personen (Schroth 1999: 106; Spellerberg 1996a: 238). In einer getrennten Analyse west- und ostdeutscher Befragter zeigten sich partielle Unterschiede. So traten insbesondere in den westlichen Bundesländern solche Lebensstile gehäuft auf, die auf größeren Wohlstand, höhere Bildung und mehr Freizeit zurückgeführt werden können. Demnach scheinen sich strukturelle gesellschaftliche Bedingungen auf die Ausbildung von Lebensstilen auszuwirken.

Zur Frage nach der Beziehung zwischen Strukturwandel und Lebensstilwandel liegen, soweit bekannt, bislang keine empirischen Studien vor, die zu diesem Zweck durchgeführt wurden (Hartmann 1999: 177). *Thomas Müller-Schneider* (1994, 1998) und *Gerhard Schulze* (1992) haben jedoch mit sekundär erhobenen Daten eine Untersuchung zu gesellschaftlichem Wandel und Lebensstilen durchgeführt. Beide postulieren eine Veränderung alltagsästhetischer Schemata zwischen Anfang der 1950er und Ende der 1980er Jahre. Für diese Zeitspanne unterscheidet Schulze zwischen drei Phasen: eine restaurative Phase in den 1950er und frühen 1960er Jahren, eine Phase des Kulturkonflikts ab Ende der 1960er Jahre und eine Phase der Herausbildung der sogenannten Erlebnisgesellschaft ab Anfang der 1980er Jahre. Für diese Zeitabschnitte können die Autoren auf Querschnittsdaten zu Freizeitverhalten und Mediennutzung aus den Jahren 1953 bis 1987 zurückgreifen. Ein Ergebnis ist, dass die Homogenität alltagsästhetischer Schemata, also die Interkorrelationen der Items einer Lebensstil-

dimension, zugenommen hat. Demnach scheint ein Strukturwandel mit einem Wandel von Lebensstilen verknüpft zu sein. Allerdings wurde in der Analyse kein statistischer Bezug zwischen gesellschaftlicher Veränderung und Veränderungen in alltagsästhetischen Schemata hergestellt (Schulze 1992: 719–724; Müller-Schneider 1994: 104–158; Müller-Schneider 1998: 142–145).

Die Daten des Projekts „*Monitoring the Future*“ bieten ebenfalls die Möglichkeit, diese Frage zu untersuchen. Mit „*Monitoring the Future*“ werden Umfragen bezeichnet, die seit 1975 jährlich in den USA unter high-school-Absolventen durchgeführt werden. Die weitgehend repräsentativen Stichproben umfassten in jedem Jahr mehr als 15.000 Personen.⁸ Für die hier vorgestellte Sekundäranalyse wurden jeweils die Individualdaten der Erhebungen eines Jahres aggregiert.⁹

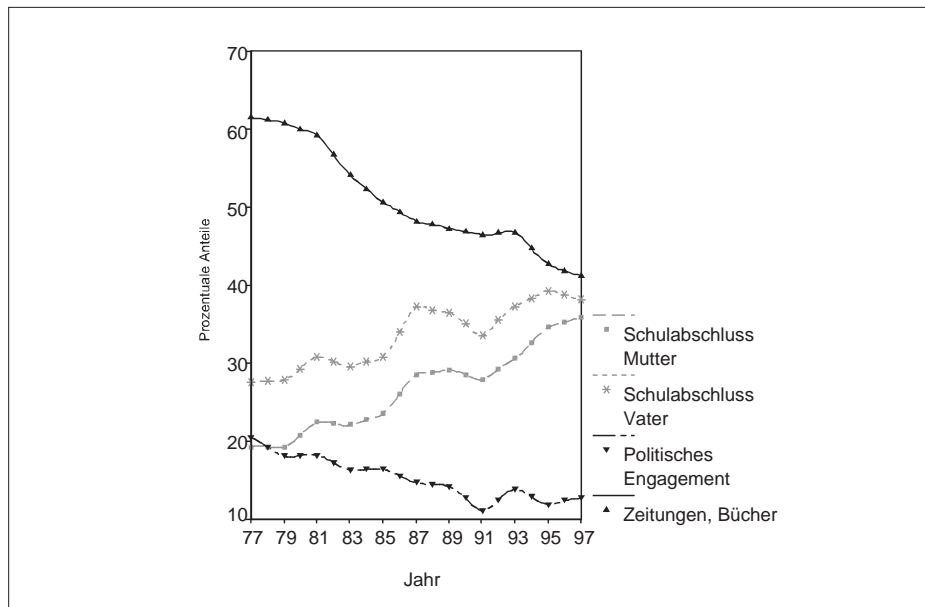
Für eine Aggregatdatenanalyse über den Zusammenhang zwischen Strukturmerkmalen und Lebensstilen wurden für jedes Untersuchungs Jahr die prozentualen Anteile an Befragten bestimmt, deren Vater bzw. deren Mutter einen relativ hohen allgemeinbildenden Schulabschluss besitzen. Durch diese beiden Merkmale ist die Untersuchungsgruppe in struktureller Hinsicht charakterisiert, denn andere Strukturmerkmale weisen auf Grund der Homogenität der untersuchten Population keine oder nur eine geringe Variation auf. Die Operationalisierung aggregierter Lebensstilmerkmale erfolgte durch die Bestimmung der prozentualen Anteile der Befragten, die oft ins Kino gehen, mindestens einmal pro Woche eine Party besuchen, täglich Bücher oder Zeitungen lesen, oft ein Musikinstrument spielen und an einer politischen Kampagne mitarbeiten würden oder bereits mitgearbeitet haben.

In *Abbildung 1* sind die Veränderungen von Struktur- und ausgewählten Lebensstilmerkmalen grafisch dargestellt. Demnach nimmt der Anteil der Schülerinnen und Schüler, deren Eltern einen relativ hohen Schulabschluss besitzen, tendenziell zu, während die Anteile der Personen, die Zeitungen und Bücher lesen bzw. sich politisch engagieren, abnehmen. Beide Lebensstile können dem Hochkulturschema (Schulze 1992: 621–623) zugeordnet werden. Die anderen Lebensstile, Besuch von Parties oder Kinos – beides Indikatoren des Spannungsschemas – bleiben in quantitativer Hinsicht unverändert, ebenso der Anteil der aktiven Musiker. Somit wird trotz einer Zunahme des

8 Der Schwerpunkt der Untersuchungen liegt in der Erfassung des Konsums legaler und illegaler Drogen. Außerdem wurden noch Fragen zur sozialen Lage und zum Lebensstil gestellt. Dabei wurde in jedem Jahr ein nahezu identischer Fragenkatalog verwendet. Die Stichprobenziehung erfolgte in einem mehrfach gestuften Auswahlverfahren, das zu weitgehend repräsentativen Stichproben führte. Allerdings wurden nicht allen Befragten auch alle Fragen des gesamten Fragebogens gestellt. Strukturmerkmale wurden bei allen Befragten erfasst, Lebensstilmerkmale hingegen bei nur etwa 3.000 Personen. Die Daten sind beim ICPSR (Inter-university Consortium for Political and Social Research) erhältlich, und nähere Informationen sind auf der Homepage der Einrichtung zu finden: <http://www.icpsr.umich.edu>, ebenso in Johnston, O'Malley und Bachman (1993).

9 Diese Schätzwerte können auf Grund der Repräsentativität der Erhebungen als Charakteristika der Untersuchungspopulation für das jeweilige Erhebungsjahr gesehen werden. Für die Sekundäranalyse standen Daten von 11 Jahrgängen des Zeitraums von 1977 bis 1997 zur Verfügung, so dass zwischen benachbarten Messzeitpunkten ein zeitlicher Abstand von zwei Jahren vorliegt.

Abbildung 1: Die Veränderung von Struktur- und Lebensstilmerkmalen

*Legende:*

Schulabschluss Mutter: Prozentualer Anteil der Befragten, deren Mutter einen relativ hohen allgemeinbildenden Schulabschluss besitzt.

Schulabschluss Vater: Prozentualer Anteil der Befragten, deren Vater einen relativ hohen allgemeinbildenden Schulabschluss besitzt.

Politisches Engagement: Prozentualer Anteil der Befragten, die an einer politischen Kampagne mitarbeiten würden oder bereits mitgearbeitet haben.

Zeitungen, Bücher: Prozentualer Anteil der Befragten, die täglich Bücher oder Zeitungen lesen.

Quelle: Eigene Berechnungen. Daten: Monitoring the Future 1977–1997.

Bildungsniveaus die Stärke der Gruppe, die einen hochkulturellen Lebensstil pflegt, kleiner.¹⁰

Die Bestimmung des Einflusses von Bildungsniveau auf aggregierte Lebensstile durch autoregressive Modelle¹¹ führt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass mit einer Zunah-

10 Statistisch gesehen werden bei der Untersuchung durch die Aggregation von Individualdaten Parameter einer Population geschätzt, wobei die Schätzwerte mit einem Stichprobenfehler behaftet sind. Für die aggregierten Lebensstilmerkmale liegt die Größe des 95 Prozent-Konfidenzintervalls je nach Ausprägung des Lebensstilmerkmals zwischen $\pm 1,0$ und $\pm 1,8$ Prozentpunkten. Für die beiden Strukturmerkmale beträgt das Konfidenzintervall etwa $\pm 0,7$ Prozentpunkte. Die Konfidenzintervalle sind somit erheblich kleiner als die Größenordnung der Veränderungen der Bildungsmerkmale und der Indikatoren des Hochkulturschemas. Somit können die Veränderungen von Strukturmerkmalen und Lebensstilen nicht auf Stichprobenfehler zurückgeführt werden.

11 Für die Analyse wird auf Grund der kleinen Fallzahl jeweils nur eine unabhängige Variable und das einfachste Modell, ein autoregressiver Prozess erster Ordnung verwendet: Die abhängige Variable wird durch eine unabhängige Variable sowie durch die zeitverzögerte abhängige Variable erklärt. Damit wird unterstellt, dass ein Lebensstil zu einem Zeitpunkt zwar vom Ni-

me des Bildungsstandes hochkulturelle Lebensstile signifikant seltener praktiziert werden, während spannungsbezogene Lebensstile unabhängig davon sind. Somit ist auf der Aggregatebene ein Bildungsanstieg mit einem Abbau des hochkulturellen Lebensstils verknüpft, während auf der Individualebene eine höhere Bildung mit einem hochkulturellen Lebensstil korrespondiert.

Die Ergebnisse dieser Sekundäranalyse zeigen somit, dass Lebensstile nur bedingt als zeitdiagnostisches Instrument geeignet sind. Zumindest unter jungen Personen erfolgt die Veränderung aggregierter Lebensstilmerkmale unabhängig oder gar erwartungswidrig von strukturellem Wandel. Empirische Analysen mit Individualdaten hingegen bestätigen durchweg einen engen Zusammenhang zwischen Strukturmerkmalen und Lebensstilen. Somit ist der Anspruch, dass durch Lebensstile eine Differenzierung von Sozialstrukturanalysen möglich ist, zwar für die Individualebene gerechtfertigt, für die Aggregatebene hingegen sind Zweifel angebracht.

V. Der Einfluss von Lebensstilen auf Handlungen, Einstellungen, Erkrankungen, Mortalität und Interaktionen

Während Handlungen und Einstellungen im vertikalen Paradigma mit der objektiven Ressourcenverteilung erklärt werden, berücksichtigt der Lebensstilansatz subjektive Interpretationsprozesse und Zielvorstellungen. Dabei wird der Einfluss von Lebensstilen auf Handlungen, Einstellungen und andere Merkmale je nach theoretischer Position unterschiedlich erklärt. In „*strukturalistischen Lebensstilansätzen*“ sind Lebensstile eine Folge sozialer Ungleichheit und somit Ausdruck vertikal verschiedener Ressourcen. Für die Erklärung von Handlungen beispielsweise werden Lebensstile sowie Strukturmerkmale eingesetzt und zudem wird eine Rückbindung von Lebensstilen an die soziale Struktur angenommen. „*Kulturalistische Lebensstilansätze*“ hingegen betonen die relative Eigenständigkeit von Lebensstilen in entsprechenden Erklärungsmodellen sowie die identitätsstiftende und distinktive Funktion von Lebensstilen. In einer unterdeterminierten Welt schaffen Lebensstile durch Routinisierung soziale Gruppen, die durch gemeinsame Zeichenreservoirs die symbolischen Zugehörigkeiten festigen und dadurch Identität mit der eigenen Lebensstilgruppe und Abgrenzung zu anderen Lebensstilgruppen erzeugen. Lebensstilkollektive sind in dieser Konzeption als Gruppen aufzufassen, die über gemeinsame symbolische Codes und Wissensbestände verfügen – und dies findet Ausdruck in gemeinsamen Einstellungen und Verhaltensmustern (Müller und Wehrich 1994: 123; Georg 1996: 165f.; Georg 1998: 92f.).

Ein zentraler Anspruch kulturalistischer Lebensstilansätze ist, dass in entstrukturierten Gesellschaften das vertikale Paradigma durch den Lebensstilansatz abgelöst werden kann. Dies setzt voraus, dass Handlungen und Einstellungen durch Lebensstile befriedigend erklärt werden können (Hartmann 1999: 11). Zu der Frage nach der Handlungs- und Einstellungsrelevanz von Lebensstilen gibt es mehrere Untersuchungen aus unterschiedlichen Bereichen. Für diese Arbeit sollen Studien zum Konsumverhalten, zu kriminellen Verhalten, zur Parteipräferenz, zur subjektiven Einschätzung der Lebens-

veau dieses Merkmals bei der vorangegangenen Messung abhängt, aber weiter zurückliegende Messungen irrelevant sind.

qualität, zu Erkrankungen und Mortalität sowie zu interaktivem Verhalten berücksichtigt werden.

1. Konsumverhalten

In marketingorientierten Lebensstiluntersuchungen wird der Einfluss von Lebensstilen auf Konsumverhalten und Konsumpräferenzen untersucht. Konsum wird dabei nicht nur als Akt der Bedürfnisbefriedigung gesehen, sondern auch als Mittel der Selbstinszenierung. Der Kauf von bestimmten Produkten ist demnach Ausdruck eines Lebensstils oder ein Mittel, einem erwünschten Lebensstil näher zu kommen. Die Folge davon ist die Herausbildung lebensstilspezifischer Konsummuster (Banning 1987: 124 und 129; Lüdtke 2000: 124–126).

Zu dieser Thematik hat *Elmar Lange* (1991) eine nach Alter und Geschlecht quertierte Stichprobe von Jugendlichen und Heranwachsenden zwischen 15 und 20 Jahren untersucht. Die Stichprobe beinhaltete 269 Personen aus Bielefeld und 163 Personen aus Wittenberg (Lange 1991: 20f.). In mehreren multiplen Regressionen wurde das Kaufverhalten für verschiedene Konsumbereiche durch Lebensstile, Werte, Einstellungen und soziodemographische Merkmale erklärt. Ein Ergebnis der Analyse war, dass Konsumverhalten in erster Linie durch Wertorientierungen und soziodemographische Merkmale erklärt werden kann. Im Vergleich dazu haben Lebensstile – operationalisiert als expressive Verhaltensmuster – und Einstellungen eine untergeordnete Bedeutung (Lange 1991: 46–53).

Andreas Klocke und *Anette Spellerberg* (Klocke und Spellerberg 1990; Klocke 1994) haben 1989 etwa 500 Personen aus West-Berlin nach ihren Lebensstilen und Motiven beim Kauf eines Gebrauchtwagens gefragt. Die Lebensstile wurden durch Fragen nach dem Interesse an bestimmten Fernsehsendungen, Zeitschriften, Büchern und Musikrichtungen sowie durch Fragen nach dem Konsum- und Freizeitverhalten erfasst. Zudem wurden bei der Bildung von Lebensstilgruppen Wertorientierungen berücksichtigt. Für die Unterscheidung von Motiven für den Kauf eines Gebrauchtwagens wurden funktionale, pragmatische, ästhetische, soziale und ökologische Beweggründe erhoben. Die Personengruppen mit ähnlichen Kaufmotiven sind nicht zufällig auf die Gruppen mit ähnlichen Lebensstilen verteilt. Klocke (1994: 283) resümiert das Untersuchungsergebnis mit den Worten: „Der Lebensstil erweist sich nach diesen Ergebnissen als handlungsleitende Instanz im Leben eines Menschen.“

Mit den Daten einer Befragung von 386 Erwachsenen aus Mittelhessen hat *Hartmut Lüdtke* (2000: 127–131) den Einfluss von Lebensstilen auf die Gründe einer Kaufentscheidung für ein Auto, Fernsehgerät und Bügeleisen untersucht. Dabei wurde zwischen ästhetischen, ökonomischen und funktionalen Kaufgründen, einem Kauf aus Imagegründen und diskursiven Kaufentscheidungen unterschieden. Lebensstile wurden von Lüdtke als „regelmäßige Verhaltensmuster, in denen strukturelle Lagen ebenso wie Habitualisierungen, soziale Affinitäten und Präferenzen zum Ausdruck kommen“, definiert. Die Operationalisierung erfolgte durch Fragen nach Performanzmerkmalen wie die Bevorzugung bestimmter Kleidungs- und Wohnungsstile, Ernährungspräferenzen, Art der Freizeitgestaltung und kulturelle Präferenzen. Mit Hilfe dieser Merkmale wur-

den Gruppen mit ähnlichen Lebensstilen gebildet. Das Ergebnis der Studie ist, dass sich die meisten Lebensstilgruppen in den Kaufgründen unterscheiden.

Die letzten beiden Studien verdeutlichen ein Problem marketingorientierter Lebensstiluntersuchungen: die fehlende Abgrenzung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen. Werden Konsumverhalten und ästhetische Präferenzen wie Wohnungs- und Kleidungsstil als Lebensstilindikatoren verwendet, die Kaufentscheidungen und Kaufmotive erklären sollen, unterscheidet sich ein Teil der unabhängigen Variablen von den abhängigen Variablen nur im Grad der Abstraktheit. Die Erklärung von Verhalten durch Lebensstile ist aber tautologisch, wenn das erklärte Verhalten definitiver Bestandteil der erklärenden Lebensstile ist (Hradil 1996: 27; Meyer 2001: 261f.).

2. Kriminelles Verhalten

Hans Göppinger und Mitarbeiter (Göppinger 1983; Maschke 1987; Mischkowitz 1993, 1994) haben in einer Panelerhebung 200 Inhaftierte und 200 Personen aus der sonstigen Bevölkerung über einen längeren Zeitraum untersucht. In weitgehend qualitativen Analysen wird der Lebensstil der Inhaftierten im Vergleich zur Kontrollgruppe durch Störungen im Leistungsbereich, also der Vernachlässigung schulischer, beruflicher oder anderer Pflichten, durch die Ausweitung des Freizeitbereichs zu Lasten des Leistungsbereichs, durch ein Missverhältnis zu Geld und Eigentum, durch unstrukturiertes Freizeitverhalten, durch fehlende Lebensplanung und durch lockere, austauschbare Kontakte charakterisiert. Die Inhaftierten zeichnen sich insbesondere durch unrealistische materielle Ansprüche und durch eine relativ stark ausgeprägte Unzufriedenheit mit ihrer Freizeitsituation aus. Schließen sich diese Einzelkriterien zu einer Konstellation zusammen, werde der Betroffene förmlich zur Straffälligkeit gedrängt (Göppinger 1983: 185–212; Maschke 1987: 113–130). Die Autoren interpretieren also unterschiedliche Lebensstile zwischen Inhaftierten und Nichtinhaftierten in ihrer Kindheit und Jugend als Ursachen delinquenten Verhaltens. Die Straftat wird als Folge einer bestimmten Lebensweise begriffen (Kaiser 1990: 34).¹²

Diane Riley (1987) hat zur Bearbeitung der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Lebensstilen und selbstberichteter Delinquenz 751 Jugendliche interviewt. Die Befragung wurde 1983 in England und Wales durchgeführt und berücksichtigte bei der Erfassung der selbstberichteten Delinquenz die Taten der letzten zwölf Monate, insbesondere Diebstahlsdelikte, Vandalismus und unerlaubten Waffenbesitz. Das Ergebnis der Studie ist, dass unter männlichen Jugendlichen die Normkonformen ein an-

12 Bei dieser Untersuchung werden nicht Delinquente mit Nichtdelinquenten verglichen, sondern Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt inhaftiert waren, mit Personen, die zu diesem Zeitpunkt keine Haftstrafe verbüßten, wobei diese durchaus delinquent oder gar vorbestraft sein konnten. Obwohl in der Studie die Untersuchungsgruppe aus formell Sanktionierten besteht und die Delinquenz im Dunkelfeld bei der Gruppenzuweisung unberücksichtigt blieb, sind die Ergebnisse für die hier relevante Fragestellung des Zusammenhangs zwischen Lebensstil und Delinquenz von Bedeutung, zeigen sich doch in anderen Untersuchungen zwischen selbstberichteter und registrierter Kriminalität hochsignifikante Zusammenhänge (Farrington 1989: 406).

deres Freizeit- und Konsumverhalten hatten als Delinquente: diese verbrachten ihre Freizeit meist in einer Gruppe, kamen vergleichsweise spät nach Hause und gaben ziemlich viel Geld für Diskothekenbesuche und Sportveranstaltungen aus. Unter den weiblichen Befragten unterschieden sich Delinquente und Nichtdelinquente in erster Linie durch den finanziellen Aufwand für Diskothekenbesuche und durch den hohen Männeranteil im Freundeskreis. Einzelne Lebensstile korrelieren demnach auch bei einer Kontrolle der Geschlechtszugehörigkeit mit selbstberichteter Delinquenz.

In einer neueren Untersuchung zu dieser Thematik haben *Wilhelm Heitmeyer* (1996) und *Matthias Ulbrich-Herrmann* (1996) Lebensstile bei der Milieukonstruktion berücksichtigt und untersucht, wie sich soziale Milieus hinsichtlich Gewaltbereitschaft und dem Ausmaß gewalttätiger Handlungen unterscheiden. Dazu wurden 1992 zwei repräsentative Befragungen durchgeführt. In Frankfurt am Main, Osnabrück und Höxter wurden insgesamt 1.709 und in Leipzig, Cottbus und Strausberg 1.692 junge Menschen zwischen 15 und 22 Jahren zufällig ausgewählt und befragt. Die Operationalisierung gewalttätiger Handlungen erfolgt durch Fragen nach Ausführungshäufigkeiten,¹³ soziale Milieus wurden durch Items zur sozialen Lage, zu Einstellungen, Werten, ästhetischen Präferenzen und Freizeitgestaltung gebildet. Zwar haben die Autoren unterschiedliche Verfahren der Milieukonstruktion verwendet,¹⁴ aber in beiden Fällen unterscheiden sich die Milieus hinsichtlich Gewalt und Gewaltorientierung. Die Erklärung von Gewaltverhalten gelingt mit der von Heitmeyer verwendeten Klassifizierung zu drei Prozent, während mit der Milieuklassifizierung von Ulbrich-Herrmann immerhin neun Prozent der Varianz von Gewalthandeln und 12 Prozent der Varianz der Gewaltbereitschaft erklärt werden können.

In einer weiteren Studie von *Matthias Ulbrich-Herrmann* (1998) wurden ebenfalls Lebensstile mit Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung in Beziehung gesetzt. Es wurden 804 Schülerinnen und Schüler zwischen 15 und 22 Jahren aus Köln, Hamm und aus dem Kreis Minden-Lübbecke befragt. In dieser Studie wurden gewalttätige Handlungen durch die gleichen Fragen wie in der oben beschriebenen Untersuchung von Heitmeyer (1996) operationalisiert. Durch sechs Lebensstilgruppen können neun Prozent der Varianz des Umfangs gewalttätigen Handelns erklärt werden; hinsichtlich Gewaltorientierung sind es 12 Prozent (Ulbrich-Herrmann 1998: 171).

Dieter Hermann (2003) hat die Frage nach dem Einfluss von Lebensstilen auf Kriminalität im Rahmen der Überprüfung einer Kriminalitätstheorie behandelt. In dieser wird ein Einfluss von Strukturmerkmalen, Werten, Lebensstilen, Normakzeptanz, Moralentwicklung und utilitaristischen Aspekten auf Kriminalität angenommen (Hermann 2003: 168–172). Die Hypothesenprüfung basiert auf etwa 3.000 zufällig ausgewählten Einwohnern Heidelbergs und Freiburgs, die zwischen 14 und 70 Jahre alt waren (Her-

13 Für einen Referenzzeitraum von 12 Monaten wurde erfasst, ob der/die Befragte die „Sachen von anderen absichtlich zerstört oder beschädigt“ hat, ob jemand vom Befragten „absichtlich geschlagen oder verprügelt“ wurde, ob jemand bedroht wurde, damit er/sie das Gewünschte ausführt, ob eine „Sache mit Gewalt“ entwendet wurde und ob „irgendwo eingebrochen“ wurde.

14 Die Milieus wurden in der Arbeit von Heitmeyer (1996: 187 – 225) nach dem Konzept der SINUS-Studie von Becker und Nowack (1982) bestimmt. Ulbrich-Herrmann (1996) hingegen konstruierte Milieus allein durch die Anwendung explorativer Techniken.

mann 2003: 395–387). Es handelt sich dabei um repräsentative Erhebungen aus dem Jahr 1998. Die selbstberichtete Delinquenz wurde durch Fragen nach Umfang und Schwere verübter Straftaten erhoben – und zwar für sieben verschiedene Delikte.¹⁵ Die Messung von Wertorientierungen erfolgte durch Fragen nach der Wichtigkeit zentraler Lebenseinstellungen,¹⁶ und Lebensstile wurden als expressive Verhaltensmuster gemessen.¹⁷ Das Ergebnis einer Pfadanalyse mit allen genannten Variablen ist, dass keine einzige Lebensstildimension einen Einfluss auf Kriminalität hat (Hermann 2003: 195). Es lässt sich zwar ein Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Delinquenz nachweisen, aber durch die Berücksichtigung weiterer Variablen in der Pfadanalyse verliert diese Assoziation erheblich an Bedeutung.

Eine zusätzliche Analyse mit diesen Daten macht deutlich, dass die Beziehung zwischen Lebensstilen und Kriminalität vernachlässigbar klein wird, wenn Wertorientierungen als Drittvariablen berücksichtigt werden. In einem ersten Strukturgleichungsmodell – die Schätzung der Parameter erfolgte mit dem Programm AMOS – können durch zwei latente Lebensstildimensionen 21 Prozent der Varianz selbstberichteter Kriminalität erklärt werden.¹⁸ Je ausgeprägter die idealistischen Lebensstile einer Person sind, desto seltener handelt sie delinquent ($\beta = -0,49$). Der standardisierte Pfadkoeffizient für den Effekt des leistungsorientierten Lebensstils auf Delinquenz beträgt

15 In den Fragen zur selbstberichteten Delinquenz wurden die Delikte Leistungserschleichung, Sachbeschädigung, Diebstahl, Einbruch, Körperverletzung, Trunkenheit im Verkehr sowie Drogenkonsum berücksichtigt. Durch diese Handlungen wird ein breites Spektrum strafrechtlich relevanter Verhaltensweisen abgedeckt. Die Deliktshäufigkeit wurde sowohl für die letzten 12 Monate als auch für die Zeit seit dem 14. Lebensjahr erfragt. Durch Faktorenanalysen wurden die Items zu vier Dimensionen zusammengefasst: die beiden Gruppen der leichten bzw. schweren Delikte der letzten 12 Monate sowie die beiden Gruppen der leichten bzw. schweren Delikte für Taten seit dem 14. Lebensjahr (Hermann 2003: 397–402).

16 Die Konstruktion der Werteskalen ist bei Hermann (2003: 193f. und 402–405) beschrieben. Durch Faktorenanalysen (Hauptkomponentenanalysen mit schiefwinkliger Rotation) wurden die 34 erhobenen Items zur Messung der Wertorientierungen in neun Dimensionen gebündelt. Eine Faktorenanalyse (Hauptkomponentenanalyse mit orthogonaler Rotation) mit diesen Wertedimensionen führte zu drei übergeordneten Dimensionen, die als traditionelle Werte, moderne idealistische Werte und moderne materialistische Werte bezeichnet werden können. Für die Analyse ist vor allem die Dimension der traditionellen Werte von Bedeutung. Diese umfasst die Akzeptanz bzw. Ablehnung einer konservativen, christlich-religiösen und leistungsbezogenen Grundhaltung.

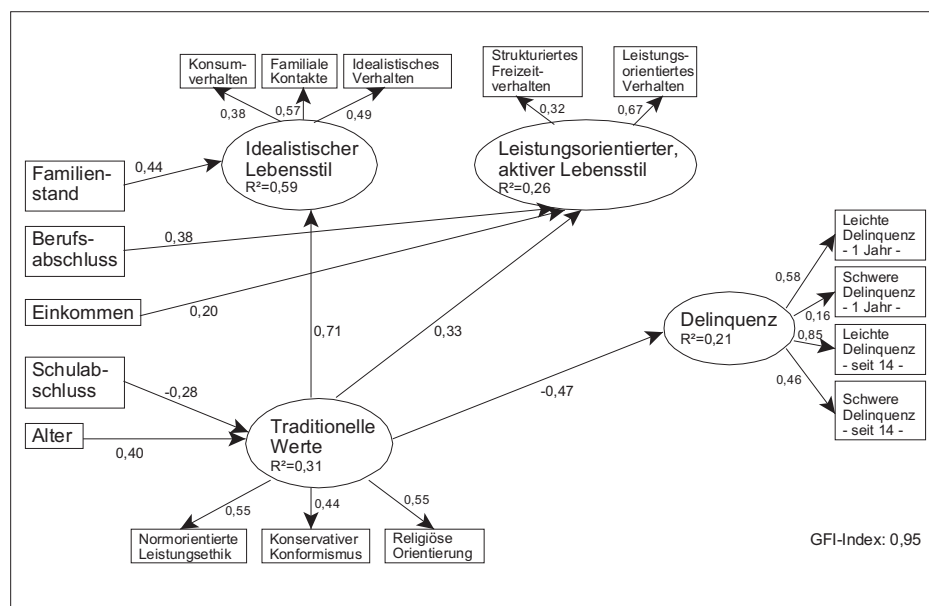
17 Das Messmodell der Lebensstile ist bei Hermann (2003: 408) beschrieben. Es handelt sich um sieben Dimensionen, die das Konsum- und Freizeitverhalten, leistungs- und interaktionsbezogene, idealistische, egozentrische und prinzipienorientierte Verhaltensmuster berücksichtigen.

18 In dem Strukturgleichungsmodell sind die Dimensionen des „leistungsorientierten aktiven Lebensstil“ und „idealistischen Lebensstil“ latente unabhängige Variablen; die latente abhängige Variable ist die „selbstberichtete Delinquenz“. Die Messmodelle zu diesen Variablen sind in *Abbildung 2* ersichtlich. Diese beiden latenten Lebensstilmerkmale sind Dimensionen zweiter Ordnung, die wie die in Fußnote 16 beschriebene Werteskala durch eine Faktorenanalyse mit „untergeordneten“ Lebensstildimensionen konstruiert wurden. Die Indikatoren des „leistungsorientierten aktiven Lebensstil“ sind zwei Faktoren, die eine strukturierte aktive Freizeitgestaltung und ein leistungsorientiertes Verhalten in Beruf und Freizeit erfassen, die Indikatoren des „idealistischen Lebensstils“ berücksichtigen sozial-altruistische Verhaltensweisen, Konsumverhalten und interaktives Verhalten. Die erklärte Varianz einer Faktorenanalyse mit „untergeordneten“ Lebensstildimensionen liegt bei 55 Prozent und die rotierten Faktorladungen haben alle Werte über 0,68.

$\beta = -0,11$: Leistungsorientiertes Verhalten ist Delinquenz reduzierend. Diese beiden Effekte sind signifikant und von Strukturmerkmalen unabhängig.

Die Einflüsse von Lebensstilen auf selbstberichtete Delinquenz verlieren jedoch erheblich an Relevanz, wenn in einer zweiten Analyse Wertorientierungen als Kontrollmerkmale berücksichtigt werden. Dabei wurde nur die Wertorientierung berücksichtigt, die den größten direkten Einfluss auf Delinquenz hat – das ist die Dimension traditioneller Werte (Hermann 2003: 195). In *Abbildung 2* sind die Analyseergebnisse dargestellt.¹⁹ Demnach gibt es relativ starke Effekte von Werten auf Lebensstile und Delinquenz: Je ausgeprägter die Orientierung einer Person an traditionellen Werten ist, desto prägnanter sind ihre leistungsorientierten und idealistischen Lebensstile und desto seltener handelt sie kriminell. Das wichtige Ergebnis ist jedoch, dass Lebensstile keine relevanten direkten Einflüsse auf das berücksichtigte Handlungsmerkmal haben. Folglich ist die Beziehung zwischen Lebensstilen und Delinquenz eine Scheinkorrelation. Diese entsteht, weil Lebensstile und Kriminalität in Wertorientierungen eine gemeinsame Ursache haben. Somit sind nicht Lebensstile, sondern Werte handlungsrelevant – zumindest in diesem Beispiel.

Abbildung 2: Die Erklärung von delinquentem Verhalten durch Strukturmerkmale, Werte und Lebensstile



Quelle: Eigene Berechnungen. Daten aus Hermann (2003).

¹⁹ Das dort beschriebene Modell enthält nur signifikante Pfade, die dem Betrag nach größer als das Maximum der Differenz zwischen empirischer und erwarteter Korrelation sind. Durch die Berücksichtigung dieses Kriteriums sollen Spezifikationsfehler verhindert werden (Hermann 1984). Die Schätzung der Parameter erfolgte durch pfadanalytische Strukturgleichungsmodelle mit dem Programm AMOS.

3. Parteipräferenz

Yvonne Schroth (1999) hat in einer Sekundäranalyse des Wohlfahrtssurveys 1993 die Frage nach dem Einfluss von sozialer Lage und Lebensstilen auf die Parteipräferenz untersucht.²⁰ In Strukturgleichungsmodellen mit vertikaler Ungleichheit und Lebensstilen als unabhängigen Variablen und Parteipräferenz als abhängiger Variable haben beide Gruppen unabhängiger Merkmale eigenständige Effekte. Die standardisierten partiellen Regressionskoeffizienten liegen je nach Lebensstildimension (gehobene Kultur und einfache Unterhaltung) und Operationalisierung der Parteipräferenz zwischen 0,14 und 0,39. Nach dieser Analyse sind Lebensstile sowohl vermittelnde Merkmale zwischen sozialer Lage und Präferenzen als auch eigenständige präferenzrelevante Faktoren (Schroth 1999: 153–166).²¹

4. Subjektive Einschätzung der Lebensqualität

Im Rahmen der empirischen Wohlfahrtsforschung (Zapf 1987; Zapf und Habich 1999) untersuchte *Anette Spellerberg* (1995, 1996a, 1996b) mit den Daten des Wohlfahrtssurveys 1993 den Einfluss von Lebensstilen auf die Lebenszufriedenheit. Die von ihr konzipierten Lebensstilgruppierungen unterscheiden sich signifikant in der Zufriedenheit mit der Freizeit und in der Zufriedenheit mit dem Leben insgesamt. Der Zusammenhang bleibt bei einer Kontrolle von sozialstrukturellen Merkmalen bestehen. In multiplen Klassifikationsanalysen liegen die beta-Werte für den Einfluss der Zugehörigkeit zu einer Lebensstilgruppe auf die Zufriedenheitsbereiche über 0,13. Im Vergleich dazu sind die Effekte von Bildung und Schichtselbsteinstufung geringer (Spellerberg 1996a: 256).

5. Erkrankungen und Mortalität

In medizinsoziologischen Lebensstiluntersuchungen wird insbesondere eine Verknüpfung zwischen Lebensstilen und dem Auftreten von Krankheiten hergestellt: Das Auftreten von Herz-Kreislauf-Krankheiten wird mit Ernährung und sportlichen Aktivitäten in Verbindung gebracht, geschlechtsspezifische Unterschiede in der Lebenserwartung mit geschlechtsspezifischen Lebensstilen, Bluthochdruck mit Stress und Ernährung.

Thomas Abel et al. (1999) haben im Berner Lebensstil-Panel 1.120 Personen aus Bern zwischen 55 und 65 Jahren in drei Wellen jeweils im Abstand eines Jahres befragt. Sie konnten zeigen, dass gesundheitsrelevante Verhaltensweisen im Untersu-

20 Die „Parteipräferenz“ wird durch die Neigung zu Bündnis90/DIE GRÜNEN, zur CDU/CSU sowie zur SPD gemessen (Schroth 1999: 145).

21 Eine ähnliche Analyse mit denselben Daten hat auch *Otte* (1997) durchgeführt. Allerdings hat er einige Variablen durch andere Fragen operationalisiert. Aber auch bei dieser Analyse erwiesen sich Lebensstile für die Erklärung der Parteipräferenz selbst bei einer Kontrolle der sozialen Lage als relevant.

chungszeitraum stabil und von Schicht, Alter und Geschlecht abhängig sind. Allerdings wurde in der Studie nicht die Beziehung zwischen gesundheitsrelevanten Verhaltensweisen und Gesundheit untersucht. Diese Fragestellung wurde in den Publikationen von *Sven Schneider* (2002) und *Thomas Klein, Sven Schneider* und *Hannelore Löwel* (2001) behandelt. Beide Studien basieren auf den Daten des Augsburger MONICA-Projekts (Monitoring Trends and Determinants in Cardiovascular Disease). Das Untersuchungsdesign ist relativ komplex: In zwei zeitlich versetzten Erhebungen wurden 1984/85 und 1989/90 in einer ersten Welle insgesamt 8.802 Personen aus Augsburg und Umgebung befragt. Die Auswahl basierte auf geschichteten Zufallsstichproben. Für die erste Befragung der ersten Welle wurde sieben Jahre später eine Nachfolgeerhebung durchgeführt und für die zweite Befragung nach fünf Jahren. In der zweiten Welle sowie in der dritten Welle, die für alle Befragten im Jahr 1997/98 stattfand, wurden jeweils die Gesamt- und Krebsmortalität erhoben. Als Lebensstilmerkmale wurden Fragen zum Alkohol- und Tabakkonsum, zu Sportaktivitäten, Ernährungsfolgen (body mass index), Stress und Schlafdauer, zur Intensität sozialer Bindungen, zum Grad der Einbindung in Organisationen und zum Grad der Nutzung von Vorsorgeuntersuchungen berücksichtigt (Schneider 2002: 147f. und 164). Nach der Studie von Schneider (2002: 223) haben von diesen Lebensstilen sportliche Aktivitäten, Schlafdauer, Maßnahmen zum Stressabbau, Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen und soziale Bindungen einen lebensverlängernden und Tabakkonsum einen lebensverkürzenden Effekt. Die Beziehung zwischen Alkoholkonsum und Mortalität ist nicht linear: Ein mäßiger Konsum wirkt sich positiv, übermäßiger Konsum und Abstinenz wirken sich negativ aus. Klein, Schneider und Löwel (2001) haben in ihrer Analyse darüber hinaus die Rolle von Lebensstilen als intervenierende Variablen zwischen Strukturmerkmalen und Mortalität untersucht. Sie fanden, dass zumindest bei Männern mit zunehmender Schulbildung das Mortalitätsrisiko sinkt. Durch eine Kontrolle der Lebensstile wird jedoch der Bildungseffekt auf das Mortalitätsrisiko vernachlässigbar klein. Einerseits sind Lebensstile von Strukturmerkmalen abhängig und andererseits haben sie einen Einfluss auf die Lebensdauer. Der Einfluss der strukturellen Verortung auf Mortalität wird somit durch Lebensstile vermittelt.

6. Der Einfluss von Lebensstilen auf Interaktionen

In Studien zur Partnerwahl und zur Opferwerdung wird der Lebensstilansatz zur Analyse von Interaktionsbeziehungen verwendet. *Andreas Klocke* und *Detlev Lück* (2001) haben an Hand der Daten des Sozioökonomischen Panels 1998 die Frage behandelt, inwieweit die Lebensstile von Partnern einander ähnlich sind. Sie haben dazu alle Befragten der 4.800 untersuchten Paare in Gruppierungen mit ähnlichen Lebensstilen aufgeteilt. Lebensstile wurden als Freizeitaktivitäten und Wertorientierungen gemessen. Bei dieser Analyse zeigte sich, dass 47 Prozent der Paare die gleichen Lebensstile praktizieren. Der statistische Erwartungswert für das Ereignis, dass beide Partner identische Lebensstile haben, liegt bei einer zufälligen Zuordnung der Partner bei 16 Prozent (Klocke und Lück 2001: 36). Somit werden von Paaren verhältnismäßig häufig die gleichen Lebensstile praktiziert. Allerdings erlauben die Untersuchungsergebnisse keine

Aussagen darüber, ob Lebensstile für die Partnerwahl entscheidend sind oder ob sich Lebensstile in einer Partnerschaft angleichen. Einen Hinweis liefert die Studie von *Marlis Buchmann* und *Manuel Eisner* (1998). Sie haben Inhaltsanalysen von Heirats- und Kontaktanzeigen in zwei großen Schweizer Tageszeitungen für den Zeitraum von 1900 bis 1996 durchgeführt und dabei etwa 80 Anzeigen pro Jahr berücksichtigt. Bis zu den 1960er Jahren wurde in den Anzeigen nur erwähnt, ob Freizeit verfügbar war oder nicht. Danach wurden die Anzeigen hinsichtlich Freizeitstilen immer differenzierter, während statusbezogene Angaben seltener wurden, so dass vermutet werden kann, dass mit zunehmender gesellschaftlicher Modernisierung zumindest die Relevanz von Freizeitstilen bei der Partnerwahl zugenommen hat.

Nicht nur für die Partnerwahl, sondern auch für die Beziehung zwischen Kriminalitätsoffer und Straftäter sind Lebensstile von Bedeutung. Das Risiko, Opfer einer Straftat zu werden, ist nicht gleichmäßig auf die Bevölkerung verteilt – ein großer Teil aller krimineller Handlungen ist auf einen relativ kleinen Teil der Opfer konzentriert (Gottfredson 1984; Lauritsen, Quinet 1995: 154). Eine Erklärung für diese Ungleichheiten liefert der Ansatz von *Michel Hindelang*, *Michael Gottfredson* und *James Garofalo* (1978). Sie postulieren, dass bestimmte soziodemographische Merkmale zu bestimmten Lebensstilen führen (Garofalo 1987: 25). Diese beeinflussen erstens die Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand an Orten mit relativ hohem Viktimisierungsrisiko befindet, und zweitens die Häufigkeit, mit der jemand Beziehungen zu anderen Personen aufnimmt, die mehr oder weniger wahrscheinlich Straftaten begehen werden. Die Lebensstilbereiche, die einen Einfluss auf die Viktimisierungswahrscheinlichkeit haben, sind nach den Autoren Freizeitaktivitäten und interaktives Verhalten, insbesondere die Art und Häufigkeit nächtlicher Aktivitäten und der Umfang von Kontakten mit kriminell belasteten Personen. In der Studie von *Dieter Hermann* und *Dieter Dölling* (2001) wurde dieses Viktimisierungsmodell empirisch überprüft. Die Datengrundlage waren repräsentative Zufallsstichproben der Bevölkerungen zweier deutscher Großstädte – im Jahr 1998 wurden dazu 2.930 Personen zwischen 14 und 70 Jahren befragt. In der Untersuchung wurde ein Modell geprüft, das einen Einfluss von soziodemographischen Merkmalen, Werten und Lebensstilen auf Viktimisierungen postuliert und zudem eine Abhängigkeit der Lebensstile von soziodemographischen Merkmalen und Werten unterstellt, wobei Lebensstile in Anlehnung an die Arbeiten von Hindelang, Gottfredson und Garofalo (1978) sowie Spellerberg (1996a) auf den Bereich des inner- bzw. außerhäuslichen Lebensstils begrenzt wurden. Ein bescheidenes Konsumverhalten, Sparsamkeit, häufige und lange Kontakte zu Familie und Freunden kennzeichnen einen innerhäuslichen Lebensstil, während ein großzügiges oder verschwenderisches Konsumverhalten ohne enge soziale Bindungen den außerhäuslichen Lebensstil beschreiben. Die Ergebnisse der empirischen Analyse bestätigen das postulierte Modell und somit den Lebensstilansatz zur Erklärung von Viktimisierungen. Demnach haben Personen mit außerhäuslichem Lebensstil ein größeres Risiko, Opfer einer Straftat zu werden als Personen mit innerhäuslichem Lebensstil – und dies unabhängig von soziodemographischen Merkmalen und Wertorientierungen. Der standardisierte Pfadkoeffizient zwischen der Lebensstilvariable und der Opferhäufigkeit beträgt 0,30.

Das Erklärungspotenzial von Lebensstilen für Interaktionen kann als relativ gut bezeichnet werden. Für diese Fragestellung bietet der Lebensstilansatz plausible Antworten.

VI. Die Beziehung zwischen Lebensstil und Handlung – eine Scheinkorrelation?

Insgesamt gesehen gibt es zahlreiche Untersuchungen, die einen Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Handlungen belegen, wobei diese Beziehungen auch unabhängig von sozialstrukturellen Merkmalen existieren. Dies scheint für einen kulturalistischen Lebensstilansatz zu sprechen. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass es sich dabei um Scheinkorrelationen handelt: Einerseits werden Lebensstile als Ausdruck von Wertorientierungen gesehen (Müller 1993), andererseits wird in theoretischen und empirischen Studien die Handlungsrelevanz von Werten betont. Wenn beide Merkmale, Lebensstile und Handlungen, Wirkungen von Wertorientierungen sind, ist zumindest nicht ausgeschlossen, dass die Korrelationen zwischen Lebensstilen und Handlungen Scheinkorrelationen sind oder zumindest zum Teil auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden können.²²

Einen Hinweis auf die Gültigkeit dieser Hypothese liefert die bereits erwähnte Studie von *Elmar Lange* (1991). Dieser hat gezeigt, dass in multiplen Regressionen zur Erklärung des Konsumverhaltens die Effekte von Wertorientierungen und soziodemographischen Merkmalen erheblich größer sind als die Effekte von Lebensstilen. Bei einer Kontrolle von Werten ist der Einfluss von Lebensstilen verhältnismäßig niedrig oder gar nicht vorhanden.²³ Ein weiterer Hinweis ist die in Abschnitt V.2 vorgestellte Analyse über die Beziehungen zwischen Lebensstilen, Werten und Kriminalität. Man kann zwar eine Assoziation zwischen Lebensstilen und Kriminalität nachweisen, aber diese Beziehung wird bei einer Kontrolle von Wertorientierungen als Drittvariablen vernachlässigbar klein. Somit gibt es zwar zahlreiche Untersuchungen, die eine Beziehung zwischen Lebensstilen und Handlungen belegen, aber nach diesen Ergebnissen kann nicht ausgeschlossen werden, dass es sich dabei um Scheinkorrelationen handelt.

22 Diese Folgerung setzt voraus, dass Lebensstile als Verhaltensmuster definiert werden. Fasst man den Lebensstilbegriff so weit, dass darunter auch Werte subsumiert werden, ist die Frage, ob Lebensstile und andere Handlungen in Wertorientierungen eine gemeinsame Ursache haben, nicht mehr beantwortbar. Definitionen können zwar nicht richtig oder falsch sein, aber mehr oder weniger sinnvoll. Ein Nachteil der Vermischung von Lebensführungsmustern und Werten zum Lebensstilbegriff ist, dass dadurch die Analyse kausaler Beziehungen zwischen Lebensführungsmustern und Werten nicht mehr möglich ist. Zudem haben Werte auf Grund ihrer nicht direkten Wahrnehmbarkeit keine distinktive Funktion. Damit erfüllen Werte dieses wichtige Definitionskriterium von Lebensstilen nicht. Beide Argumente sprechen für eine begriffliche Trennung von Lebensstilen und Werten.

23 Eine Ausnahme ist das Modell zur Erklärung der Ausgaben für das Ausgehen in Diskotheken und anderen Einrichtungen. Dieses Konsumverhalten wird vor allem durch den „geselligen Lebensstil“ erklärt. Allerdings ist dies nach der Ansicht von Lange (1991) schon beinahe eine tautologische Erklärung – sie besagt, dass mit zunehmender Häufigkeit des Ausgehens auch die verwendeten Geldmittel dafür größer sind.

VII. Bilanz der empirischen Lebensstilforschung

Die Bilanz der empirischen Lebensstilforschung fällt unterschiedlich aus. In der *deskriptiven empirischen Lebensstilforschung* ist keine Diskrepanz zwischen Anspruch der Untersuchungen und Wirklichkeit der Forschungssituation erkennbar. Das zentrale Ziel solcher Studien ist es, normativ definierte Gruppen durch ihre Lebensstile zu charakterisieren – und dazu gibt es zahlreiche Untersuchungen im Bereich der Marktforschung, die diesen weitgehend theorieleeren Anspruch einlösen. Allerdings führt das weitgehend induktiv-explorative Niveau der Studien zu einer Vielzahl kaum vergleichbarer Ergebnisse.

Mikrosoziologische sozialstrukturelle Kausalanalysen verwenden Lebensstile zur Differenzierung individueller sozialer Ungleichheit, wobei die postulierte Beziehung zwischen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen in zahlreichen Studien mit Individualdaten belegt wird. Auf der *makrosoziologischen Ebene* hingegen scheint die Veränderung von Lebensstilen unabhängig oder gar erwartungswidrig von der strukturellen Veränderung zu erfolgen. Somit wäre der Lebensstilansatz in erster Linie auf der Individualebene eine geeignete Ergänzung der Sozialstrukturanalyse.

Bei der Verwendung von Lebensstilen zur Erklärung von Erkrankungen, Mortalität und Interaktionen kann keine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit festgestellt werden. In medizinsoziologischen Studien wird ein Einfluss von Lebensstilen auf Erkrankungs- und Mortalitätsrisiken belegt. Bei diesen Studien wird meist nur eine Teilmenge der üblicherweise berücksichtigten Lebensstile verwendet – und zwar solche Verhaltensweisen, die einen Einfluss auf die Biologie des Menschen haben und dadurch seine Gesundheit und sein Mortalitätsrisiko beeinflussen. Somit sind die gefundenen Beziehungen plausibel. Das berücksichtigte Lebensstilinventar in Studien zur Erklärung von Interaktionen hingegen ist erheblich differenzierter, und die Beziehung zwischen Lebensstilen und Interaktionen ist theoretisch nachvollziehbar. Im Interaktionsprozess erlauben Lebensstile auf Grund ihrer Expressivität, Wahrnehmbarkeit und distinktiven Funktion eine Einschätzung und Beurteilung des Interaktionspartners. Zudem bestimmen Lebensstile die Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten aufhält und Beziehungen zu bestimmten Personen aufnimmt. Folglich beeinflussen Lebensstile den Interaktionsverlauf – beispielsweise die Interaktion zwischen Straftäter und Opfer, aber auch die Interaktionen bei der Partnerwahl. Dies wird durch empirische Studien bestätigt.

Ein zentraler Anspruch des kulturalistischen Lebensstilansatzes ist es, das vertikale Paradigma abzulösen. Es wird angenommen, dass in individualisierten Gesellschaften Handlungen und Einstellungen insbesondere von Lebensstilen und nicht von Merkmalen sozialer Ungleichheit beeinflusst würden. Zu dieser Fragestellung gibt es zwar zahlreiche Untersuchungen – insbesondere zum Konsumverhalten, zur Parteipräferenz und zur subjektiven Einschätzung der Lebensqualität –, die dies belegen: Unabhängig von Merkmalen sozialer Ungleichheit findet man Korrelationen zwischen Lebensstilen und Handlungen. Allerdings gibt es Hinweise, dass diese Zusammenhänge Scheinkorrelationen sind, die durch Wertorientierungen als gemeinsame Ursache von Lebensstilen und Handlungen entstehen. Dies legt die Vermutung nahe, dass nicht Lebensstile handlungsrelevant sind, sondern Wertorientierungen. Eine notwendige Voraussetzung

für die Ablösung des vertikalen Paradigmas durch den Lebensstilansatz ist jedoch, dass die Hypothese der Handlungsrelevanz von Lebensstilen nicht falsifiziert wurde. Zumindest für kriminelles Handeln ist dies jedoch der Fall. Sollte dieses für andere Handlungen bestätigt werden, wäre der Lebensstilansatz nicht in der Lage, das vertikale Paradigma zu ersetzen.

Insgesamt gesehen kann somit für die empirische Lebensstilforschung zumindest partiell eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit konstatiert werden. In *Tabelle 2* sind diese Aspekte zusammengefasst.

Tabelle 2: Anspruch und Wirklichkeit der empirischen Lebensstilforschung

Anwendungsbereich Lebensstilforschung		Anspruch	Wirklichkeit
Deskriptive Analyse		Beschreibung von Gruppen durch Lebensstile	Der Anspruch wurde eingelöst; eine Gruppencharakterisierung durch Lebensstile ist möglich. In einigen Studien wurde jedoch ein „unscharfer“ theorielooser Lebensstilbegriff verwendet.
Kausalanalyse: Lebensstile sind abhängige Variablen.	Mikrosoziologische Sozialstruktur-analyse	Differenzierung von Strukturmerkmalen durch Lebensstile	Der Anspruch wurde eingelöst. Viele Studien belegen eine hohe Korrelation zwischen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen.
	Makrosoziologische Sozialstruktur-analyse		Der Anspruch wurde nur bedingt eingelöst. Zwischen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen findet man mit aggregierten Daten erwartungswidrige Zusammenhänge.
Kausalanalyse: Lebensstile sind unabhängige Variablen		Lebensstile erklären Erkrankungen und Interaktionen.	Der Anspruch wurde eingelöst. Der Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Erkrankungen sowie Interaktionen wurde mehrfach belegt.
		Lebensstile erklären Handeln.	Viele Studien belegen eine hohe Korrelation zwischen Lebensstilen und Handeln, aber es gibt Hinweise, dass dieser Zusammenhang eine Scheinkorrelation ist. Falls dieses bestätigt würde, wäre der Lebensstilansatz ungeeignet, Handeln zu erklären.

Literatur

- Abel, Thomas, Esther Walter, Steffen Niemann und Rolf Weitkunat, 1999: The Berne-Munich Lifestyle Panel: Background and Baseline Results from a Longitudinal Health Lifestyle Survey. *Sozial- und Präventivmedizin* 44: 91–106.
- Albrecht, Günter, und Carl-Werner Howe, 1992: Soziale Schicht und Delinquenz. Verwischte Spuren oder falsche Fährten? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44: 697–730.
- Banning, Thomas, E., 1987: *Lebensstilorientierte Marketing-Theorie*. Heidelberg: Physika.
- Beck, Ulrich, 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer Formationen und Identitäten. S. 35–74 in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Otto Schwartz Verlag.
- Beck, Ulrich, 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, Jochen, 2002: *Marketing-Konzeption, Grundlagen des zielstrategischen und operativen Marketing-Managements*. München: Vahlen (1. Aufl. 1983).
- Becker, Ulrich, und Horst Nowak, 1982: Lebensweltanalyse als neue Perspektive der Markt- und Meinungsforschung. S. 247–267 in: *E.S.O.M.A.R. Congress*, Bd. 2.
- Benninghaus, Hans, 1991: *Einführung in die sozialwissenschaftliche Datenanalyse*. München/Wien: Oldenbourg (1. Aufl. 1990).
- Blasius, Jörg, und Joachim Winkler, 1989: Gibt es die „feinen Unterschiede“? Eine empirische Überprüfung der Bourdieuschen Theorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41: 72–94.
- Bourdieu, Pierre, 1994: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1. Aufl. 1987).
- Buchmann, Marlis, und Manuel Eisner, 1998: Freizeit als Element des Lebensstils und Mittel kultureller Distinktion, 1900–1996. S. 590–608 in: Claudia Honegger, Stefan Hradil und Franz Traxler (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Br., Teil 1*. Opladen: Leske + Budrich.
- Conrad, Michael, und Leo Burnett, 1991: *Life Style Research 1990. Forschungsrahmen, Life Style-Typen*. Band 1. Frankfurt a.M., Heidelberg.
- Dingler, Rolf, 1997: Marlboro: Der Prototyp für erfolgreiches Markenmanagement. *FVW International, Zeitung für die Deutsche Tourismuswirtschaft* 22, veröffentlicht unter <http://www.dachmarke.com/marlboro.htm> (Stand 6.3.2001).
- Eickelpasch, Rolf, 1998: Struktur oder Kultur? Konzeptionelle Probleme der soziologischen Lebensstilanalyse. S. 9–25 in: Frank Hillebrand, Georg Kneer und Klaus Kraemer (Hg.), *Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Eser, Hartmut, 1991: Social Individualization and the Fate of the Sociological Method. S. 33–59 in: Günter Albrecht und Hans Uwe Otto (Hg.), *Social Prevention and the Social Sciences. Theoretical Controversies, Research Problems, and Evaluation Strategies*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Farrington, David P., 1989: Self-Reported and Official Offending from Adolescence to Adulthood. S. 399–423 in: Malcolm W. Klein (Hg.), *Cross-National Research in Self-Reported Crime and Delinquency*. Dordrecht, Boston, London: Kluwer.
- Friedrichs, Jürgen, Robert Kecskes und Christof Wolf, 2002: *Struktur und sozialer Wandel einer Mittelstadt. Euskirchen 1952–2002*. Opladen: Leske + Budrich.
- Garofalo, James, 1987: Reassessing the Lifestyle Model of Criminal Victimization. S. 23–42 in: Michael R. Gottfredson und Travis Hirschi (Hg.), *Positive Criminology*. Newbury Park: Sage.
- Georg, Werner, 1996: Zur quantitativen Untersuchung des Zusammenhangs von Lebensstilen und sozialer Ungleichheit. S. 165–182 in: Otto G. Schwenk (Hg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Georg, Werner, 1998: *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Opladen: Leske + Budrich.

- Gluchowski, Peter*, 1988: Freizeit und Lebensstile. Plädoyer für eine integrierte Analyse von Freizeitverhalten. Erkrath: DGFF.
- Göppinger, Hans*, 1983: Der Täter in seinen sozialen Bezügen. Ergebnisse aus der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung. Berlin u.a.: Springer.
- Gottfredson, Michael R.*, 1984: Victims of Crime: The Dimension of Risk. Home Office Research Study 81, London.
- Hartmann, Peter H.*, 1999: Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske + Budrich.
- Heitmeyer, Wilhelm*, 1996: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim, München: Juventa (1. Aufl. 1995).
- Hermann, Dieter*, 1984: Ausgewählte Probleme bei der Anwendung der Pfadanalyse. Frankfurt a.M. u.a.: Lang.
- Hermann, Dieter*, 2003: Werte und Kriminalität. Konzeption einer allgemeinen Kriminalitätstheorie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hermann, Dieter*, und *Dieter Dölling*, 2001: Kriminalprävention und Wertorientierungen in komplexen Gesellschaften. Analysen zum Einfluss von Werten, Lebensstilen und Milieus auf Delinquenz, Viktimisierungen und Kriminalitätsfurcht. Mainzer Schriften zur Situation von Kriminalitätsoffern. Mainz: Weisser Ring.
- Hillebrandt, Frank, Georg Kneer* und *Klaus Kraemer* 1998: Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hindelang, Michel J., Michael R. Gottfredson* und *James Garofalo*, 1978: Victims of Personal Crime: An Empirical Foundation for a Theory of Personal Victimization. Cambridge /Mass.: Ballinger.
- Höher, Armin*, 1989: Auf dem Wege zu einer Rezeption der Soziologie Pierre Bourdieus? Replik zu dem Artikel von Jörg Blasius und Joachim Winkler: Gibt es die „feinen Unterschiede“? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41: 729–736.
- Hölscher, Barbara*, 1998: Lebensstile durch Werbung? Zur Soziologie der Life-Style-Werbung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hradil, Stefan*, 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan*, 1996: Sozialstruktur und Kultur. Fragen und Antworten zu einem schwierigen Verhältnis. S. 13–30 in: *Otto G. Schwenk* (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan*, 2001: Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung“. Soziale Welt 52: 273–282.
- Johnston, Lloyd, Patrick M. O'Malley* und *Jerald G. Bachman*, 1993: National Survey Results on Drug Use from „Monitoring the Future“ Study, 1975–1992. Rockville.
- Kaiser, Günther*, 1990: „Lebensstil“. Entwicklung und kriminologische Bedeutung eines Konzepts. S. 27–40 in: *Hans-Jürgen Kerner* und *Günther Kaiser* (Hg.), Kriminalität. Persönlichkeit, Lebensgeschichte und Verhalten. Festschrift für Hans Göppinger zum 70. Geburtstag. Berlin u.a.: Springer.
- Kerschke-Risch, Pamela*, 1993: Gelegenheit macht Diebe – doch Frauen klauen auch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Klein, Thomas*, 1999: Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51: 469–490.
- Klein, Thomas, Sven Schneider* und *Hannelore Löwel*, 2001: Die Bedeutung gesundheitsrelevanter Aspekte des Lebensstils. Zeitschrift für Soziologie 30: 384–400.
- Klocke, Andreas*, 1994: Handlungsrelevanz von Lebensstilen. S. 273–285 in: *Jens S. Dangschat* und *Jörg Blasius* (Hg.), Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Klocke, Andreas*, und *Anette Spellerberg*, 1990: Aus zweiter Hand – Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung über den Second-Hand-Markt in Berlin/West. Berlin: Arno Spitz Verlag.
- Klocke, Andreas*, und *Detlev Lück*, 2001: Lebensstile in der Familie. Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg, ifb-Materialien 3–2001. Bamberg.

- Kreutz, Henrik*, 1995: Lebensstilforschung. Bemerkungen zu dem Thema der Herbstsitzung 1994 der Methodensektion. *Angewandte Sozialforschung* 19: I–III.
- Lange, Elmar*, 1991: Jugendkonsum. Empirische Untersuchungen über Konsummuster, Freizeitverhalten und soziale Milieus bei Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Lauritsen, Janet*, und *Kenna Davis Quinet*, 1995: Repeat Victimization Among Adolescents and Young Adults. *Journal of Quantitative Criminology* 11: 143–166.
- Lechner, Götz*, 2003: Ist die Erlebnisgesellschaft in Chemnitz angekommen? Von feinen Unterschieden zwischen Ost und West. Opladen: Leske + Budrich.
- Lüdtkke, Hartmut*, 1996: Methodenprobleme der Lebensstilforschung. S. 139–163 in: *Otto G. Schwenk* (Hg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lüdtkke, Hartmut*, 2000: Konsum und Lebensstile. S. 117–132 in: *Doris Rosenkranz* und *Norbert F. Schneider* (Hg.), *Konsum: soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich.
- Maschke, Werner*, 1987: *Das Umfeld der Straftat. Ein erfahrungswissenschaftlicher Beitrag zum kriminologischen Tatbild*. München: Minerva.
- Maslow, Abraham H.*, 2002: *Motivation und Persönlichkeit*. Reinbek: Rowohlt (1. Aufl. 1954).
- Meyer, Thomas*, 2001: Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz. *Soziale Welt* 52: 255–272.
- Mischkowitz, Robert*, 1993: Kriminelle Karrieren und ihr Abbruch. Empirische Ergebnisse einer kriminologischen Langzeituntersuchung als Beitrag zur „Age-Crime Debate“. Godesberg: Forum.
- Mischkowitz, Robert*, 1994: Desistance from a Delinquent Way of Life. S. 303–327 in: *Elmar G. M. Weitekamp* und *Hans-Jürgen Kerner* (Hg.), *Cross-National Longitudinal Research on Human Development and Criminal Behavior*. Dordrecht, Boston, London: Kluwer.
- Mitchell, Arnold*, 1983: *The Nine American Lifestyles*. New York: Warner.
- Müller, Hans-Peter*, 1989: Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41: 53–71.
- Müller, Hans-Peter*, 1993: *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (1. Aufl. 1992).
- Müller, Hans-Peter*, und *Margit Weibrich* 1994: *Lebensweise, Lebensführung, Lebensstile: eine kommentierte Bibliographie*. München: Institut für Soziologie u. Gesellschaftspolitik (1. Aufl. 1990).
- Müller-Schneider, Thomas*, 1994: *Schichten und Erlebnismilieus: der Wandel der Milieustruktur in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Deutscher Universität-Verlag.
- Müller-Schneider, Thomas*, 1998: Subjektivität und innengerichtete Modernisierung. Erlebniskultur in der Metamorphose. S. 137–157 in: *Frank Hillebrandt*, *Georg Kneer* und *Klaus Kraemer* (Hg.), *Verlust der Sicherheit. Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller-Schneider, Thomas*, 2000: Stabilität subjektorientierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich. *Zeitschrift für Soziologie* 29: 361–374.
- Otte, Gunnar*, 1997: Lebensstile versus Klassen. Welche Sozialstrukturkonzeption kann die individuelle Parteipräferenz besser erklären? S. 303–346 in: *Walter Müller* (Hg.), *Soziale Ungleichheit: Neue Befunde zu Strukturen, Bewusstsein und Politik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Riesman, David*, 1970: *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Reinbeck: Rowohlt (1. Aufl. 1950).
- Riley, Diane*, 1987: Time and Crime: The Link Between Teenager Lifestyle and Delinquency. *Journal of Quantitative Criminology* 3: 339–354.
- Schneider, Sven*, 2002: *Lebensstil und Mortalität. Welche Faktoren bedingen ein langes Leben?* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schnell, Rainer*, und *Ulrich Kobler*, 1998: Eine empirische Untersuchung einer Individualisierungshypothese am Beispiel der Parteipräferenz von 1953–1992. S. 221–247 in: *Jürgen Friedrichs* (Hg.), *Die Individualisierungsthese*. Opladen: Leske + Budrich.

- Schroth, Yvonne*, 1999: Dominante Kriterien der Sozialstruktur. Zur Aktualität der Schichtungstheorie von Theodor Geiger. Münster: Lit-Verlag.
- Schulze, Gerhard*, 1992: Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie in der Gegenwart. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Sobel, Michael E.*, 1981: Life Style and Social Structure. New York: Academic Press.
- Spellerberg, Anette*, 1995: Lebensstile und Lebensqualität, *Angewandte Sozialforschung* 19: 93–106.
- Spellerberg, Anette*, 1996a: Lebensstile in Deutschland. S. 237–260 in: *Otto G. Schwenk* (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Spellerberg, Anette*, 1996b: Soziale Differenzierung durch Lebensstile: Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin: Ed. Sigma.
- Tittle, Charles R., Wayne J. Vilemez und Douglas A. Smith* 1978: The Myth of Social Class and Criminality: An Empirical Assessment of the Empirical Evidence. *American Sociological Review* 43: 643–656.
- Ulbrich-Herrmann, Matthias*, 1996: Gewalt bei Jugendlichen unterschiedlicher Lebensstile. S. 221–234 in: *Otto G. Schwenk* (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Ulbrich-Herrmann, Matthias*, 1998: Lebensstile Jugendlicher und Gewalt. Eine Typologie zur mehrdimensionalen Erklärung eines sozialen Problems. Marburger Beiträge zur Sozialwissenschaftlichen Forschung. Münster: Lit.
- Wahl, Anke*, 1997: Strukturierte Pluralität. Lebensstile zwischen vertikalen Strukturbedingungen und intervenierenden Faktoren. Frankfurt a.M. u.a.: Lang.
- Zapf, Wolfgang, und Roland Habich* 1999: Die Wohlfahrtsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1999. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung: WZB-Jahrbuch.
- Zapf, Wolfgang*, 1987: Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München: Beck.

Korrespondenzanschrift: PD Dr. Dieter Hermann, Universität Heidelberg, Institut für Kriminologie, Friedrich-Ebert-Anlage 6–10, D-69117 Heidelberg
E-Mail: Hermann@krimi.uni-heidelberg.de